

Die religiöse Krisis und die Literatur der Gegenwart

Von Hermann Bahr in München

Die Krisis der Religion im Spiegel der Literatur zu zeigen, fordert man mich auf. Derlei Fragen werden mir mit den Jahren immer bedenklicher, je mehr ich erkenne, daß jedes Wort in jedem Munde andere Bedeutung hat. Ich erinnere mich, daß der junge Hofmannsthal, damals der Schule noch kaum entlaufen, in einem Gespräch plötzlich ausrief: Wir reden ja fortwährend aneinander vorbei, weil doch jedes Wort für jeden von uns einen anderen Sinn, einen anderen Gehalt und überdies auch noch seinen besonderen Nebensinn hat; wenn unser Gespräch überhaupt einen Sinn ergeben soll, müßten wir uns zunächst über ein gemeinsames Wörterbuch einigen, das die Meinung eines jeden Wortes ein für allemal fixiert! Da man auch heute noch dies stets versäumt, bleiben alle Erörterungen unfruchtbar, es werden nur Lusthiebe geführt. Was ist Krisis? Was meinen wir mit Religion? In welchem Sinne darf man Literatur einen Spiegel nennen?

Krisis ist ein Wort, das im Munde der Griechen zunächst ganz unbedenklich klingt. Krinein heißt unterscheiden. Das ist ein Amt, durch den, was zusammengehört, verbunden und vor fremder Einmischung behütet wird. Daraus ergibt sich dann die weitere Bedeutung: richten, etwas an die gebührende Stelle bringen und wer dies Amt versieht, heißt Krites, was also zunächst nur ein anderes Wort für Ordner ist und erst allmählich die Würde des Richters erhält, ganz wie im Deutschen. Gericht halten heißt zunächst für Ordnung sorgen, der Richter teilt den Menschen und den Dingen zu, wohin sie gehören und was ihnen gebührt. Was aber ist Krisis? Der Zustand vor der Entscheidung, die der Richter fällt. So können wir mit Recht heute von einer Krisis sprechen, denn wir sind aus der überlieferten Ordnung geraten und wir verlangen wieder in Ordnung zu kommen: wir erwarten sie.

Es wird gefragt, ob von dieser Gärung des Herkommens die Religion verschont geblieben ist oder ob auch sie schon Spuren der Ansteckung zeigt. Da müssen wir uns wieder zunächst verständigen, was denn dieses Wort, Religion, im Grunde meint. Auf deutsch heißt es Bindung. Es drückt zunächst das Verlangen der Menschheit nach einer bindenden Kraft aus. In Urzeiten wird der Mensch von Furcht und Hoffnung bewegt, von Furcht vor Gefahren, von Hoffnung auf Hilfe. Gewalten, vor denen er sich ohnmächtig fühlt, herrschen über ihn. Er nennt sie Götter. Sie sind ihm bald feindlich, bald freundlich. An ihre Willkür ist sein Leben gebunden. Er hofft sich ihre Gunst durch Opfer zu sichern, ihren Zorn durch Opfer zu stillen. Er tritt in ein Verhältnis zu den Göttern, in ein Tauschverhältnis. Er sucht zwischen sich und den Göttern eine Verbindung. Religio heißt ja Bindung. Der Urmensch willigt ein, den Göttern die von ihnen gewünschten Opfer zu leisten, wofür sie hinwieder sich verpflichten, ihn vor drohenden Gefahren zu sichern. Es ist im Grunde ein Versuch, die noch ganz anthropomorph vorgestellten Götter zu bestechen. Diese Neigung, mit Gott ein Geschäft einzugehen und sich seine Gunst für gewisse Leistungen einzutauschen, dauert, zu welcher Religion immer man sich bekennt, insgeheim noch heute fort. „Not lehrt beten“, das gilt in allen Zeiten und in allen Völkern. Auch der Ungläubige wendet sich, wenn er von aller irdischen Hilfe verlassen ist, in der letzten Not an die himmlische.

Doch der Glaube des Abendlandes hat so vielerlei Konfessionen, daß der Begriff Religion vage geworden ist. Der geborene Religiosus, wesentlich vorbestimmt, sein Leben in Gott zuzubringen, erscheint in allen Konfessionen, und nicht etwa bloß des Abendlandes, sondern auch im fernen Osten, er ist in jeder Glaubensart möglich, wir finden ihn sogar zuweilen wild gewachsen.

Nun soll aber Religion auch noch im Spiegel der Literatur gezeigt werden! Literatur, im weitesten Sinne, nicht bloß Dichtung also, sondern jeder Ausdruck irgendeiner Geistesart in Worten umfaßt den ganzen Menschen, also natürlich auch seinen Glauben. Alles Barock ist, in wechselnder Gestalt, der Ausdruck einer inneren Form, die vom Tridentinum dogmatisch begründet worden ist. Ihr antwortet dann, als Gegenstoß, die sogenannte „Aufklärung“. Diese will nicht das Erbe der Väter antreten, sie maßt sich an, den Glauben in ein persönliches Eigentum jedes einzelnen zu verwandeln, er wird „Privatsache“; er ist also fortan nicht mehr bindend, und schon gar nicht verbindend. Denn auch wer sich zu diesem oder jenem Glauben heute bekennt, kann ihn morgen nach Gutdünken wechseln. Es gibt keine Kezer mehr, Glaube gilt fortan als unverbindlich. Und eben um diese Zeit erwächst eine neue Macht, eine Weltmacht: der Literat. Der Name hat ursprünglich einen üblen Klang. Literarius heißt bei Plautus wer einen Buchstaben auf dem Rücken trägt, also wer gebrandmarkt ist. Erst im Munde Ciceros gewinnt das Wort die Bedeutung, in der wir es jetzt gebrauchen. In der Zeit des Humanismus tritt der Literat noch recht schüchtern auf, mit Gelehrsamkeit verbrämt. Erst in der „Aufklärung“ wittert er sein Morgenrot. Unsere klassischen Dichter sind alle nebenher Literaten: Lessing und Herder voran, gar aber Goethe und Schiller, ja selbst Kleist, der an dieser Selbstverleugnung, an dieser Verwandlung in einen Literaten zerbricht. Die Literatur der „Aufklärung“ spiegelt durchaus nicht eine religiöse Krisis ab, die vielmehr ein Ergebnis, eine Folge der Entkräftung des angestammten Glaubens ist. Bindungen lockern sich zuweilen. Auch frommem Gemüt bleiben Anwandlungen von Zweifeln an der überlieferten Lehre nicht erspart. Die Zuversicht, von einer stillen Macht zum Rechten gelenkt und vor Verführung bewahrt zu werden, läßt mitunter ein wenig nach. Dieses Gefühl von Unsicherheit ist der menschlichen Eitelkeit unerträglich, es scheint ihr eine unverdiente Kränkung, sie bäumt sich auf. Alle Häresien sind Kinder verletzter Eitelkeit. Wer sich von Gott unterschätzt oder gar verkannt fühlt, kündigt ihm unwillig den Dienst. Unsere Zeit kann ihr Erlebnis noch kaum fassen, es geht über ihre Kraft; Ordnung und Gesetz, Brauch und Sitte, die sämtlichen Stützen des Daseins wanken.

Von allen Mächten des Abendlandes ist allein der Glaube der Christenheit unverfehrt aufrecht geblieben. Man darf getrost versichern: die Zahl der aufrechten und ihr Bekenntnis tätig bewährenden Christen ist heute größer als vor dreißig Jahren, ja man darf sagen: größer als sie seit dem Ende des Barock, seit dem Beginn der „Aufklärung“ jemals war. Es ist nicht mehr Bürgerpflicht, Sonntags zur Kirche zu gehen, und dennoch können die Kirchen den Zubrang der Andächtigen kaum bewältigen.

Von dieser, fagen wir behutsam: religiösen Stimmung ist auch die Literatur angehaucht. Was sich in ihr heute spiegelt, ist die Krisis des Unglaubens. Wir hören der Dichtung unserer Zeit eine wachsende Sehnsucht an, hier auf Erden schon Zeichen der Ewigkeit zu vernehmen und zu verkünden. Welcher deutsche Jüngling liest heute, wenn ihn nicht sein Beruf dazu nötigt, noch Lessing, mit dem ja die Wendung vom Barock weg zur „Aufklärung“ hin begann? Lessing hat das Ansehen Corneilles und Racines unter uns erschüttert, ja zerstört: das Ansehen der letzten großen dramatischen Form nach dem Barock. Heute regen sich, wenn auch noch verworren genug, überall in unserer Jugend Zeichen eines wachsenden Verlangens nach der gesicherten und sichernden Form, die seit Racine ausgestorben schien. Ein Theatermann, der verwegen genug wäre, jetzt wieder einmal Athalie oder Andromache zu spielen, hätte das Wagnis nicht zu bereuen. Volklers so behutsam gerechte Schrift über Racine (im Verlag Max Hueber, München 1926) ist vielleicht schon ein Auftakt zur großen Wendung. Auch in den Künsten herrscht das Gesetz der ewigen Wiederkehr des Gleichen. Das Gleiche sieht nur bei seiner Wiederkehr jedesmal ganz anders aus, es kehrt unkenntlich wieder.